



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Hungersnoth in China.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Hungersnoth in China.

Die letzten Berichte aus Shanghai und Peking über die Ausdehnung, welche die seit einem Jahre wüthende Hungersnoth erlangt hat, übertreffen alles, was uns an Schilderungen von ähnlichen Kalamitäten im Mittelalter bekannt geworden und stellen völlig in Schatten, was jüngst über die Hungersnöthe in Persien und Indien berichtet wurde. Es scheint hier eine jener großen und radikalen Menschengravuren stattzufinden, die von Zeit zu Zeit stattfinden, um die Ueberfüllungen zu beseitigen, welche das soziale Dasein ungemüthlich machen. Nicht bloß „das skrophulöse Gesindel“ Heinrich Leo's geht hier zu Grunde, sondern alles: hoch und niedrig, reich und arm. Es ist absolut nichts Verzehrbares in ungeheuren Landstrichen mehr vorhanden, als Menschenfleisch, und das ist denn auch reichlich zum Genußmittel gewählt worden in Gebieten, die größer als Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammengenommen sind.

Gehe wir aber auf das entsetzliche Unglück selbst eingehen, möge es gestattet sein, einen Blick auf die Uebervölkerung Chinas zu werfen, die hier wesentlich bedingend für die Hungersnoth mitwirkt. Etwa ein Drittel sämmtlicher Menschen unseres Erdballs wohnt in China; man nimmt jetzt, trotz der ungeheuren Verheerungen, welche die Taiping-Kriege und andere Rebellionen verursachten, noch 420 Millionen Einwohner für das Reich an, was mit dem ziemlich gut durchgeführten Censur von 1842 übereinstimmt, der 414,686,994 Seelen ergab. Hätte seitdem die Bevölkerung in derselben Weise wie früher zugenommen, so müßte sie jetzt gegen 500 Millionen betragen, während man 1400 Millionen für die ganze Erde rechnet. Der tiefe Frieden, welcher die außerordentliche Vermehrung von 1711 bis 1842 gestattete, hatte bald darauf ein Ende und obwohl die Bevölkerung anfangs noch für ein paar Jahre zugenommen haben mag, hat sie sich doch gewiß durch die furchtbaren Schläge, die China seitdem erlitten, gewiß wieder vermindert. Durch die Taiping-Rebellion allein sollen gegen 30 Millionen Menschen ihr Leben verloren haben; und obwohl diese Zahl als phantastisch gelten mag, erscheint sie doch z. B. dem Herrn von Richthofen, welcher wochenlang durch Distrikte reiste, wo von einer sehr dichten Landbevölkerung nur drei Prozent geblieben sind und die Einwohner großer volkreicher Städte, die bis zu einer halben oder selbst einer Million Menschen zählten, bis zum letzten Manne niedergemacht sind, als nicht zu hoch gegriffen und wahrscheinlich noch zu niedrig. Dazu kommen die Verluste an Menschenleben durch die mohammedanische Rebellion in den Provinzen Schensi und Kansu, welche sich ebenfalls nach Millionen beziffern, da auch dort das System der Niedermetzelung ganzer Städte angewendet wurde, ferner

Grenzböten III. 1878.

die viel geringere durch die mohammedanische Revolution in Yünnan und andere Revolutionen. Die Auswanderung nach fremden Ländern ist zu geringfügig, um in anderer Weise in Betracht zu kommen, als insofern, daß sie dem Mutterlande junge Leute in ihrer besten Kraft entzieht und dadurch die Vermehrung der Bevölkerung hemmt. Nimmt man diese verschiedenen Faktoren in Betracht, so dürfte man, ohne Gefahr der Ueber- oder Unterschätzung 420 Millionen als die gegenwärtige Bevölkerungszahl von China annehmen können.

Die Provinzen der Mitte und des Südens haben durchschnittlich 8500, die des Nordens 6200, die des Westens nur 1800 Seelen auf die Quadratmeile, doch sind auch ganze große Provinzialkomplexe mit 16,000 und noch mehr Einwohnern auf die Quadratmeile vorhanden. Die Uebervölkerung, welche in den großen Ziffern der chinesischen Bevölkerungszahlen sich unverkennbar ausprägt, diese nun ist es, die in Verbindung mit Mißjahren und schlechter Verwaltung bei dem vorwiegend ackerbauenden Volke (Reis ist die Hauptnahrung) so fürchterliche Erscheinungen hervorbringt, wie sie die gegenwärtige Hungersnoth zeigt.

Der vom Hunger heimgesuchte Theil Chinas besteht aus dem größeren Theile der Provinz Schansi, aus dem südwestlichen Tschili, dem westlichen Schantung und dem nördlichen Distrikte von Honan. Am schlimmsten sieht es auf dieser Fläche, die halb so groß wie das deutsche Reich ist, im südlichen Schansi und dessen Hauptstadt Tai Yuen aus; denn hier muß die Bevölkerung, wenn nicht ein radikaler Wechsel der Umstände eintritt, vollständig aussterben. Nach den schrecklichen Einzelheiten, die man erfährt, nach den Berichten der Missionäre und Beamten ist die jetzt herrschende Hungersnoth bei weitem die furchtbarste, die je über China gekommen. Die chinesischen Bauern legen nicht die Hände in den Schoß und sterben nicht ruhig, wie im verfloßenen Jahre die hungernden Indier; nein, sie verzehren die Todten und erschlagen Lebende, nur um Fleisch zu bekommen. Daß hier keinerlei Uebertreibung vorliegt, erkennt man aus einem Berichte der amtlichen Pekingener Zeitung vom 15. März d. J., in welchem der Gouverneur von Honan, Li Honien mit Namen, und der kaiserliche „Hungerkommissär“, Yüan mit Namen, die Zustände der heimgesuchten Provinzen schildern. Da heißt es: „Die Dürre, mit welcher die Provinz durch mehrere Jahre hindurch hintereinander heimgesucht wurde, ist die Ursache einer Hungersnoth geworden, wie sie bisher noch nie existirte. Als der Herbst zum Winter wurde, wuchs die Zahl jener, die Hilfe suchten von Tag zu Tage bis sie nach Millionen zählten: die niedrigen Klassen waren die zuerst ergriffenen; sie verschwanden bald, oder zerstreuten sich ins Land, um sich Nahrung zu suchen. Dann ergriff die Hungersnoth die Wohlhabenden und die Reichen, die gleichfalls im äußersten Elende sich befinden, dahinsterven

oder denen zu folgen versuchen, welche schon auswanderten. In einer früheren Periode der Hungersnoth nährten sich die Lebenden von den Körpern der Todten; dann verschlangen die Starken die Schwachen und jetzt hat die allgemeine Verzehung einen so hohen Grad erreicht, daß die Menschen ihre nächsten Verwandten verzehren. Die Geschichte hat kein Beispiel von einem so fürchterlichen und entsetzlichen Zustande der Dinge und wenn nicht schleunigst Hilfe geschafft wird, so muß die ganze Region menschenleer werden. Die lokalen Hilfsquellen sind gänzlich erschöpft; die Kornspeicher leer und kein Geld in den Kassen. Die wenigen reichen Leute der Provinz haben so lange geholfen und gegeben, bis sie selbst verarmt sind.“

Dieser trostlose amtliche Bericht wird durch anderweitige Mittheilungen von Missionären in Schansi durchweg bestätigt. Der römisch-katholische Bischof dieser Provinz, Monsignore Monagatta, der in der Hauptstadt Tai Yuen wohnt, schreibt von dort am 24. März an den Prokurator der Lazaristen, welcher ihm 10,000 Taols (60,000 Mark) für die Nothleidenden übersandt: *Jusqu'à présent l'on se contentait de manger ceux qui étaient déjà morts, mais maintenant l'on tue aussi les vivants pour les manger. Le mari mange sa femme, les parents mangent leurs fils et leurs filles, et à leur tour les enfants mangent leurs parents, comme l'on entend dire presque chaque jour. Das ist doch die fürchterlichste Menschenfresserei!*

So erzählt also der katholische Bischof. Die Berichte der protestantischen Missionäre, die wir eingesehen haben, sind nicht minder grauenvoll. Reverend Richard, ein englischer Missionär, erzählt, daß er in Schansi die Landstraße förmlich mit Leichen eingefaßt sah und daß man zu den widerlichsten Nahrungsmitteln griff. Man buk Brodkuchen aus Schiefer, die zermalmt und mit Reis- und Hirsehülsen versetzt waren. Das so erhaltene „Brod“ sieht nicht schlecht aus, schmeckt aber wie Staub und hat natürlich keinen Nahrungswert. „Wölfe, Hunde, Raubvögel halten ihre reiche Ernte an den Todten am Wege“ heißt es im Berichte des Geistlichen.

In der Präfektur, in welcher die Hauptstadt Schansis liegt, ist die Bevölkerung von mehr als einer Million auf 160,000 Seelen zusammengeschwunden und nach chinesischen Zeitungen sind während dieser einen Hungersnoth allein schon fünf Millionen Menschen zu Grunde gegangen.

Die Regierung hat nur sehr wenig bisher gethan, um dem Unglücke abzuhelpfen. Für Schansi wurden 500,000 Taels (à 6 Mark) und 100,000 Pikul Reis ausgeworfen und — höchst charakteristisch! — dabei ein Erlass veröffentlicht, in welchem der Kaiser sich als Schuld und Ursache der Hungersnoth bekennt. Diefes vom 22. März datirte Edikt lautet: Die Jahreszeit des Frühlings ist nun gekommen und noch ist kein Tropfen Feuchtigkeit gefallen.

Das Land auf tausend Li hin liegt brach, weil es mehr Todte als Lebende darauf giebt. Wie kann man diese Zustände ertragen? Wir, dessen Pflicht es ist, über die Millionen unsres Volkes mit väterlicher Sorgfalt zu wachen, fühlen es, daß der Verlust selbst eines unsrer Unterthanen die Folge unsrer Missethaten ist."

Während alle die reichen Handelshäuser der Europäer in Shanghai, Tientsin, Amoy, Hongkong, Canton u. s. w. bereits große Summen aufgebracht haben, um die Noth zu lindern, bleiben die im Auslande wohnenden Chinesen nicht zurück. Ueberall in Australien, Californien, in Hinterindien, auf den Sundainseln, wo die Söhne des himmlischen Reiches zu tausenden als Emigranten wohnen und zu Wohlstand gelangt sind, haben sie Sammlungen veranstaltet und deren Ertrag für die Hungerleidenden in die Heimath geschickt. So sind denn, im Verein mit dem, was die Regierung bewilligt, Mittel vorhanden, um wenigstens in etwas die Noth zu lindern und ein Schiff nach dem andern mit Reis beladen langt in den Häfen von Tientsin und Shanghai an. Dort sind große Vorräthe aufgestapelt aber mit der Weiterbeförderung derselben ins Innere, an den Sitz der Hungersnoth, steht es sehr übel.

So hoch auch China kultivirt ist, mit seinen Verkehrsmitteln ist es schlecht beschaffen. Herrlich ist das Land durch großartige Ströme, wie Hoang-ho und Yang-tse-kiang eröffnet, bis tief ins Innere gehen die europäischen Dampfer. In früherer Zeit war auch das Kanalwesen weit entwickelter, jetzt aber ist der berühmte große Kaiserkanal, der den Norden und Süden verknüpft, verfallen. Mit Straßen sieht es in den bergigen Gegenden schlecht aus und gegen Eisenbahnen sträubt sich die Regierung mit Hand und Fuß. Die einzige kurze Strecke, die bei Shanghai vor drei Jahren von den Engländern erbaut wurde, ist im verflossenen Jahre von der Regierung wieder zerstört worden, nachdem sie nur ganz kurze Zeit im Betrieb war. Die Regierung fürchtet nämlich mit der Ausdehnung eines Eisenbahnnetzes über das Land die Zunahme des europäischen Einflusses, da Bau und Verwaltung der Bahnen doch zunächst von europäischen Unternehmern ausgehen müßten. Dann kommt, als zweites wichtiges, gegen den Bahnbau sprechendes Moment ein religiöses Motiv in Betracht. Ein im hohen Grade dem Ahnenkultus ergebenes Volk wie das chinesische fürchtet die Verletzung des Bodens, in dem die Gebeine der Väter ruhen, beim Eisenbahnbau. Nach dem Fengshui genannten Aberglauben wähnen die Chinesen thatsächlich, daß die natürliche oder künstliche Configuration der sie umgebenden Gegenstände wirklich das Geschick einer ganzen Stadt, einer Familie oder eines Individuums beeinflusst. Aus diesem Grunde widersetzen sie sich von ihrem Standpunkte aus der Einführung solcher Neuerungen, wie Eisenbahn und Telegraphie, welche ihren Lieblingsaberglauben unvermeidlich

zerstören müßten, um ihn nie wieder aufkommen zu lassen. Und daß sie es in der That glauben, daran kann niemand zweifeln, der ordentlich Volk und Land beobachtet hat. Die endlosen Unbequemlichkeiten, die ein Chinese ohne Murren erträgt, nur um nicht gezwungen zu sein, die Gebeine eines seiner Lieben in einen ungeheiligten Ort zu legen; die Summen, welche er zum Bau einer schützenden Pagode oder zur Vernichtung einer ihm schädlich scheinenden Kombination (von Häusern, Bäumen *zc.*) zeichnet; die Sorgfalt mit der er bemüht ist, die wohlbekannten Grundsätze beim Bau oder der Einrichtung seines Privathauses zu erfüllen — das alles beweist, daß die Fesseln des Fengschui tief in seine Seele gedrungen sind, und daß der Glaube, in dem er aufgewachsen ist, sich keineswegs überlebt hat. Der kindliche Glaube seiner Jugendjahre erstarrt allmählich zu einem festen, unerschütterlichen Vertrauen, gegen das vielleicht die Lächerlichkeit die beste Waffe ist. Aber erst jahrelange Berührung mit fremden Nationen, erst das tiefere Eindringen jener fremden Wissenschaft, die sich jetzt unbemerkt in sie einschleicht, wird die Chinesen zu der Einsicht bringen, daß Fenschui ein leerer Wahn ist, daß es seine Rolle in der Geschichte eines großen Volks gespielt hat und jetzt nur noch mit dem Andenken an den vergangenen Ruhm der Herrschaft China's — Bogen, Pfeil, Duntbüchse und Dschonke — auf eine Stufe gestellt werden muß.

Von Eisenbahnen ist also aus diesem Grunde keine Rede und Lastthiere müssen den Reistransport besorgen. Vom reichen Hafen Tientsin bis nach der Stadt Tai Yuen, dem Hauptstze der Noth, sind nur 40 Meilen und doch braucht man etwa 14 Tage um über die 4000 bis 5000 Fuß hohen Berge dorthin zu gelangen. Auf die Maulthierkarren geht wenig und ein Kameel, das Haupttransportmittel trägt nur vier Zentner. So läßt sich die Noth nur tropfenweise lindern und während in der Nähe die reichen Vorräthe beinahe verfaulen, geht das Volk nach hunderttausenden zu Grunde. Vielleicht geben diese Zustände doch noch Anlaß, daß China Eisenbahnen erhält, die in dem ganz unter europäischem Einflusse stehenden Nachbarreiche Japan sich schon mehr und mehr auszudehnen beginnen.